

Nr. 231. Bromberg, den 23. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

Vinzenz hat das Brett wieder in den Fußboden eingefügt. Rasch wirft er seinen Feiertagsrock und seine weiße Piquetweste von sich, zieht das Hemd aus, dessen Einsatz so gestärkt ist, daß es sich wie ein Schild wölbt. Dann nimmt er ein weiches Flanellhemd mit offenem Kragen und einen abgetragenen blauen Stoffanzug und bindet sich noch ein buntkariertes Taschentuch um den Hals. Auf den Kopf setzt er eine flache Mütze. Nun sieht er aus wie ein einfacher Arbeiter.

Er nimmt aus der Lade eines Toilettetischchens, das in einer Nische hinten steht, ein paar Scheren und schneidet hastig in seinen Bart hinein. Er will nur den großen Schnurrbart behalten und den wird er, um die Linien des Mundes besser zu verstecken, nach abwärts streichen. Jetzt rasiert er Kinn und Wangen. Rasch, rasch! Er hat nur mehr wenige Minuten, bis . . . aber still! . . . Sein Plan ist fertig und es ist nichts mehr darüber zu reden.

Man klopft!

Ha! . . . Man klopft noch einmal . . . Wer klopft? . . . Vielleicht? . . . Vinzenz erschauert.

Eine Faust hämmert heftig an die Tür. Totenbleich, mit irrem Blick sucht Vinzenz einen Ausgang. Vergeblich! Er ist gefangen. Man kommt, ihn verhaften. Die Polizei ist schon im Stiegenhaus. Die Fenster? Aber draußen auf der Straße ist doch der falsche Tellerflicker und der hat sicher schon die Häscher in allen Ecken versteckt. Bleibt noch der Kamin. Der ist zu eng. Nicht einmal ein Kind käme durch. Er ist gefangen!

Da rafft er sich auf und schwingt, das Gesicht von Haß verzerrt, sein Rasiermesser wie eine Waffe.

Die Faust wird immer ungeduldiger. Eine besorgte Stimme fragt: „Vinzenz, bist du da?"

Langsam läßt Vinzenz den drohenden Arm wieder sinken. Und erleichtert schluchzt er auf: „Ach du . . . Louisa, du bist es?"

„Ja, ich . . . Ich komm dich holen."

„Wie bist du denn aus der Werkstatt gekommen? . . . Ich habe dem Gesellen doch gesagt . . ."

„Amédée! — Ach, der trinkt, der paßt auf niemand auf . . . Aber, was machst du denn? . . . Man wartet auf dich."

Mit aller Gewalt sucht Vinzenz das Zittern seiner Stimme zu unterdrücken. Er antwortete mit gekünsteltem Lachen: „Du weißt doch, daß ich mich verkleide."

„Bist du fertig?"

„Ich bin fertig."

„Dann mach mir auf!"

„Nein, ich will den Eindruck nicht im voraus zerstören."

„Ich möchte aber die erste sein, die dich sieht! Mach auf!"

Die eigensinnige kleine Faust wird immer heftiger.

„Mach auf . . . Mach auf . . . Ich geh nicht früher weg . . . Mach auf! . . . Oh, ich hab es mir in den Kopf gesetzt! . . . Mach auf, du Schlimmer!"

Vinzenz wird unruhig. Der Lärm könnte die Aufmerksamkeit des Kochs erwecken. Da ist es noch besser, er läßt ihr ihren Willen.

„Also gut, Louisa . . . Ich öffne . . . Aber du wirst nicht auf deine Kosten kommen."

„Warum?"

Er hat sich schleunigst ein Handtuch über Kopf und Gesicht geworfen und sagt wie im Gehen durch die halboffene Tür: „Weil — du mich — nun einmal — nicht — sehen wirst!"

Die Neuvermählte ist ganz rot von der Anstrengung, mit der sie zum ersten Male ihren Willen gezeigt hat. Nun bricht sie in einen kindischen Jubel aus: „Ach, wie komisch er ist! . . . Wirklich ein toller Bursch, dieser Vinzenz!"

Und dann setzt sie hinzu: „Du weißt doch, daß sie unten alle schon ganz ungeduldig sind . . . man erwartet dich . . . Sie freuen sich schon so auf den Spaß! . . . Mach rasch . . . mach rasch und bring sie zum Lachen!"

Bring sie zum Lachen! Welch ein Hohn!

Hier oben — das Drama . . . Und dort unten — die Komödie . . .

Er aber, der in einem tragischen und ungleichen Versteckenspiel um sein armseliges bißchen Glück, um den Rest seines bescheidenen Lebens der Arbeit und der Liebe spielt, er, der schon gehofft hatte, diesem Höllenpfuhl der Schande auf immer entronnen zu sein, der dem Tod gegenüber steht — denn, wenn sie ihn schon erwischen, so sollen sie ihn nicht lebendig haben — er wird jetzt von den anderen erwartet, damit er sie zum Lachen bringt!

Zum Lachen!

Oh, wenn Louisa plötzlich sein verzweifeltes Gesicht unter der dichten Hülle sehen könnte, wie entsetzt würde sie zurückkehren! Aber sie wird es nicht sehen! Sie würde rasend werden, nicht nachgeben, ehe sie den Grund erfahren hätte. Und, wenn die Polizei, voll Zorn, ihm aufgesessen zu sein, sie dann abends über die wahre Identität desjenigen aufklären wollte, der sie durch einen ungeheuerlichen Betrug zu seiner Gattin zu machen gewagt hatte, dann fehlte es nur noch, daß sie in der ersten Wut eine neue und genaue Beschreibung von ihm geben könnte: Er hat seinen Vollbart rasiert, den Schnurrbart behalten... O, wenn sie sein Gesicht jetzt sehen könnte! Die Verzweiflung selbst hat keine schrecklichere Maske.

Aber sie sieht ihn nicht, sie, Louisa, sie lacht. Sie lacht!

„So gib doch endlich das Handtuch weg! . . . Ich will dich sehen."

„Nein!"

„Warum?"

„Ich bin noch nicht ganz so, wie ich möchte . . . Ach, paß auf, das wird eine komische Maske . . . ich geb mir nur noch den letzten Anstrich . . . Geh doch hinunter! Und bereite sie darauf vor, daß ich komme."

Jetzt aber seufzte Louisa auf: „Weißt du, es hat mich wirklich beunruhigt, daß du so lange fortgeblieben bist . . . Ich dachte mir: wenn ihm nur nichts passiert ist . . . Man kann doch nie wissen . . . Ein Unfall —"

„Oder ein plötzlicher Tod . . ."

„Aber Vinzenz! . . ."

„So was kommt vor . . . ein Schlaganfall . . . Nun, Louisa, was hättest du wohl getan, wenn du die Türe eingeschlagen und mich als Leiche gefunden hättest?"

„Red doch keinen Unsinn, Vinzenz!"

„Ach, ich hab das nur erfunden, um dich ein bißchen aufzuziehen . . . haha . . . Aber dann, hör mal, dann hätte ich dir ja Boubou als Andenken hinterlassen."

„Boubou . . ."

„Du hättest ihn doch behalten, nicht?"

„Welch eine Frage! . . . Der arme Kleine! . . . Er ist so lieb . . . Und dann — der Sohn eines braven Mannes . . ."

„Louisa!"

„Was ist?"

„Nichts."

Eine lange Pause. Vinzenz hat sich an die Tür gelehnt. Louisa wiederholt erstaunt: „So gib doch schon einmal das Handtuch weg!"

Vinzenz antwortet gar nicht mehr. Und sie hört ihn flüstern: „Der Sohn eines braven Mannes . . . ja, ja . . . der Sohn eines braven Mannes."

Dann aber fragt er sie mit einer merkwürdig veränderten Stimme: „Nun aber, gesetzt den Fall, ich wäre — kein braver Mann . . . nicht wahr, ich lache . . . nehmen wir eben auch das noch an . . . ich lache, sag ich dir . . . wenn man dir sagen wollte, daß ich — ein Verbrecher bin —"

„Vinzenz!"

„Nun, so sag doch!"

„Was soll ich denn sagen?"

„Sag Louisa, wenn ich ein Mörder wäre — würdest du Boubou auch dann bei dir behalten?"

„Was denkst du," schreit Louisa empört, „die Mörderbrut — niemals!"

Vinzenz senkt den Kopf. Und mit einer leisen Stimme, die von weit her zu kommen scheint, sagt er: „Selbstverständlich . . . du hast ganz recht . . . du hast ganz recht . . ."

Da wendet sich, verwirrt durch das sonderbare Gespräch, die Frau zum Gehen. Ich will ihnen sagen, daß du kommst . . . Aber warum redest du nur solche Sachen? Du machst mir Angst."

„Dumme Witze, Louisa!"

„Dann schau, daß du jetzt lustiger bist! So was soll man nicht einmal erfinden!"

Und in plötzlicher Verstimmung geht sie die Treppe wieder hinunter. Vinzenz hat die Tür seines Zimmers bereits abgesperrt, reißt sie aber plötzlich wieder auf. „Louisa", ruft er.

„Vinzenz?"

„Louisa, ich hab eine Idee . . . wie ich es ganz besonders lustig machen kann . . . mit Boubou . . . Du wirst schon sehen . . . Schick mir Boubou!"

„Sofort?"

„Ja, sofort! . . . Schick mir Boubou!"

Vinzenz nimmt das Handtuch vom Gesicht, zerknüllt es und wirft es fort. Dann beginnt er sich in fieberhafter Eile zu rasieren. Er muß rasch machen, rasch! Er hat ja kaum mehr einige Minuten . . . Daß Amédée nur nicht das Haus verläßt, ehe — doch still, kein Wort davon!

Seine Hand ist in der Hast so ungeschickt, daß er sich in die Wangen schneidet. Und schon rinnen in kleinen Bogen dünne Blutfäden über sein Gesicht, die sich dann zu großen purpurnen Tropfen vereinen, um langsam und wie geronnen von der zitternden Spitze seines Kinns zu träufeln.

Da trappelt jemand über den Treppenabsatz. Es ist Boubou.

Vinzenz fährt herum und breitet die Arme aus. „Mein Boubou!"

Das Kind hält inne im Lauf. Es öffnet schon den Mund, um in plötzlichem Entsetzen aufzuschreien. Aber der Schrei erstickt ihm in der Kehle. Und so bleibt es ganz bleich, mit schlenkernden Armen und riesengroßen Augen auf der Schwelle stehen.

„So komm doch Boubou!"

Doch der Kleine springt davon. Schon umklammert er das Geländer: „Ich fürcht mich! . . . Papa! Wo bist du, Papa!"

„Schweig, Unglückswurm!"

Vinzenz fährt auf und drückt die Hand hart auf den Mund seines Sohnes: „So schweig doch!"

Er zieht ihn in das Zimmer zurück, stößt die Tür zu und versichert ihm: „Aber das bin doch ich, dein Papa . . . Ich bin es Boubou!"

Dieses neue, graue, wilde, blutende Gesicht, das sich da über ihn neigt, soll das Gesicht seines Vaters sein?

„Ich fürcht mich! . . . Das bist du ja gar nicht! . . . Wo bist du Papa, wo bist du?"

Immerhin beruhigt ihn die bekannte Stimme nach und nach.

„Aber ich bin doch dein Papa", wiederholt Vinzenz. „Schau Boubou, du weißt ja, daß ich mich manchmal verkleide, nur so zum Spaß . . . Neulich erst, du erinnerst dich doch? . . . Zum Spaß, Boubou! . . . Also, du erkennst mich jetzt?"

Nachdenklich betrachtet der Kleine das fremde Gesicht. „Ja, Papa . . ja, Papa . . ." und fängt an zu weinen.

„Hab keine Angst, Boubou!" Vinzenz hat seinen Sohn an sich gezogen.

„Ach, mein Kleiner! . . . Ich kann dich nicht lassen . . . Ich muß dich mitnehmen . . . verstoßen würden sie dich . . . Und wo kämst du hin? . . . In die Fürsorge . . . Das will ich nicht . . . Nein, ich will nicht, daß man dich mir nimmt! . . . Ich werde kämpfen . . . ich nehm dich mit! . . . Wir gehen vielleicht sehr weit . . . weiß nicht, wohin . . . aber sehr weit . . . werden vielleicht gar nicht mehr zurückkommen . . . Verrückt, was ich da mache!! . . . Ist ja eine Gefahr, dich mitzunehmen . . . so ein Bub ist das sicherste Erkennungszeichen . . . Ach was, ich will dich einmal nicht lassen . . . Ich liebe dich, mein Würmchen! . . . Deine arme Mutter dort oben wird uns beistehen . . . Ich bin kein schlechter Kerl . . . Hab doch auch ein Recht auf ein bißchen Glück . . . Gib mir die Hand, Boubou, wir müssen uns retten!"

„Retten?"

„Ja . . . wir beide . . . Wir müssen uns verstecken! . . . Vor allen Dingen, du darfst nichts reden . . nur alles machen, wie ich es sage!"

„Warum, Papa?"

„Weißt du, da ist einer . . . der will uns was antun."

„Oh!"

„Pst, Boubou!"

„Aber, wer ist das, Papa? Sag doch, wer ist das?"

Nein, Vinzenz kann darauf keine Antwort finden. Vor allem würde Boubou ihn auch gar nicht verstehen. Weiß er denn überhaupt, was die entsetzlichen Worte: „ich bin ein Verbrecher und die Polizei verfolgt mich", bedeuten? Und schließlich brächte er es auch nicht über sich, vor diesem unschuldigen Kind, dessen Blicke in naivem Entsetzen auf ihn gerichtet sind, seine Schande zu enthüllen.

Nein.

Mit einer ungewissen Handbewegung zeigt er hinter den Wänden, irgendwo, dort drüben, auf den drohenden Unsichtbaren.

Aber Boubou, der sich, am ganzen Körper zitternd, an den Rock des Vaters klammert, will wissen, wer es ist. „Papa, so sag doch! Wer? . . . So sag es doch!"

Und mit seiner kleinen, zerknirschten Stimme setzt er hinzu: „Ich bin doch gar nicht so schlimm gewesen!"

Diese kindliche Bemerkung weckt in Vinzenz die Erinnerung an eine Fabelgestalt, die sich im Dunkel hinter den Türen versteckt, um die kleinen Kinder aufzufressen. Und indem er das erschrockene Kind heimlich in seinen Armen fortträgt, antwortet er in ersticktem Flüstern: „Der schwarze Mann!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich auf den Hund kam.

Humoreske von Ludwig Waldau.

Gleich im voraus betone ich: es war mein Glück, daß ich auf den Hund kam! Anderenfalls hätte mein Lebensschifflein einen Kurs eingeschlagen . . ., na, ich danke schön!

Als ich damals an einem herrlichen Spätsommertage zum „besseren möblierten Herrn" der verwitweten Frau Ludmilla Knöpfel avancierte, schien ich das „große Los" gezogen zu haben: ein Stübchen traulich und sonnig, ein Bett sauber und mollig, die Verpflegung prima, prima, kurz: alles war so, wie ich es noch nie gehabt.

„Na", schmunzelte mich nach drei Tagen meine Wirtin lieblich an, „wie gefällt Sie's denn bei mich?" — Nun muß ich bemerken, die verwitwete Frau Ludmilla Knöpfel war, trotz ihrer vorsintflutlichen Grammatik, keinesfalls eine der üblichen, üblen „Schlummermütter"; sie war eine nette, ansehnliche Frau, nur mindestens fünfzehn Jährchen älter als meine schöne Wenigkeit. Doch wie sie vor mir stand, bereit, sich bis über den grünen Klee loben zu lassen, da konnte ich nicht anders: ich redete ihr eine Rede, wie eitel Honigseim. Beinahe schnurrte sie selig wie eine Katze, dann tätschelte sie mir liebevoll die Hand, und sprach mit salbungsvollem Nachdruck: „Und ich sag Sie's heite schon: so 'n hibschen, guten Menschen hab' ich mir schon lange gewinscht! Passen Sie mal auf: bei mich ziehen Sie überhaupt nicht mehr aus!" Und husch, war sie weg. Verdutzt schaute ich ihr nach. Donnerwetter, das war deutlich! Und die Augen! Angehimmelt hatte die mich . . . na, das konnte gut werden.

Und es wurde gut! Überhaupt das Essen, das wurde jeden Tag besser und üppiger, soweit eine Steigerung tatsächlich noch möglich war. Die Königsberger Klopse: ein Gedicht! Die Sonntags-Rouladen: eine Wonne! Fischfilet, Paprikafleisch: Götterschmäuse von bester Qualität, und so ging es weiter! An meiner schwächsten Seite packte mich das verliebte Knöpfel, an der Stelle, wo ich sterblich bin: am Magen! Es war zum Verzweifeln. Äußerlich nahm ich zu wie eine Stopfgans, innerlich kam ich herunter. Ich kam auf den Hund, wie man so sagt; wenn auch nur seelisch. Beim Essen hatte ich einen überaus gesegneten Appetit,

aber auf die verwitwete Knöpfelin . . ., nein, da hatte ich wirklich keinen! Dabei war Verlobung, Hochzeit sicher nur noch eine Frage von wenigen Wochenküchenzetteln. Ich litt grauslichste Folterqualen!

Da las ich an einem trüben Novembertage, als ich im Café melancholisch die Zeitung durchblätterte, ein Inserat: „Großer Zughund billig zu verkaufen. Hanke, Wittgendorf 37." — Halt! — Hunde, Hunde konnte doch das heiratslüsterne Knöpfel gar nicht ausstehen, überhaupt große. Wie wäre es, wenn ich nun wirklich, tatsächlich auf den Hund käme? — Ich weiß nun selber nicht mehr, wie es kam. Jedenfalls aber hatte ich im Nu den Wittgendorfer Hund zur Ansicht auf Sonntag vormittag um neun Uhr bestellt. Dann sauste ich noch nach den „Neuesten Nachrichten", und gab folgende Annonce auf: „Großer Zughund zu kaufen gesucht. Vorzustellen mit Hund Sonntag vormittag, neun Uhr, usw usw. . . . ."

Am Sonntag vormittag lag ich erwartungsvoll im Bett, „das jüngst Vollbrachte freudig überdenkend", um mit Schiller zu reden.

Da klingelte es. Ich höre das Klöpfel die Vorsaaltür öffnen, dann eine rauhe Männerstimme, Hundegeknurr. Und schon steht Ludmilla Knöpfel vor meinem Bett, im Hintergrund den Wittgendorfer Riesenköter: „Hier, der Mann will bei Sie! Sie wollen ein'n Hund kaufen? Stimmt das?!" — Ich nickte stumm, aber entschlossen. „Nu sagen Sie mal", schnaubte sie vor Wut, „wie sind Sie denn ausgerechnet auf n' Hund gekommen? He?" — Ehe ich aber eine Erklärung geben konnte, klingelte es wieder draußen; laut — Sturm. Das wütende Knöpflein sauste, öffnete, kippte bald um vor Schreck! Noch ein Hund! Groß, wie ein Kalb, und ebenso schön schmutzig wie der erste, denn draußen goß es wie mit Kannen. Kaum aber hatte das Kalb durch die offenen Türen die Konkurrenz erblickt, als es auch schon mit heiserem Gebell über diese herfiel. Im Nu war der sonntäglich-saubere Vorsaal Ludmilla Knöpfels ein wüstes Schlachtfeld: der Schirmständer, das kleine Ziertischchen, der Stuhl, die beiden Hunde bildeten alsbald einen wirren Knäuel, den die beiden schimpfenden Männer vergeblich auseinanderzusitzen sich bemühten. Das Knöpflein aber sank derweilen unter zahllosen Hilfequietschern in der Küche von einer Ohnmacht in die andere.

Noch sieben Hunde klingelten im Laufe dieses denkwürdigen Vormittags bei mir. Zu Mittag aber bekam ich ein Rumpsteak, zäh wie Schuhleder, und — die Kündigung serviert! Noch am selben Tage rückte ich, von einem Alp befreit.

Seit der Zeit bin ich fanatischer Hundeliebhaber. Ist das ein Wunder?

Der Augenblick.

Skizze von **Fedor v. Zobeltitz.**

Die junge Frau trat auf die Straße und schlug den Weg nach dem nahen Restaurant ein. Dort pflegte sie zuweilen zu Abend zu speisen, seit sie sich nach ihrer kurzen Ehe selbständig gemacht hatte. Ein paar Schritte vor ihrer Haustür traf sie auf ihren Briefträger und fragte ihn: „Nichts für mich?" — Ja, es war etwas für sie da: ein Brief mit pedantisch genauer Adresse auf einem länglichen Umschlag von hellgelber Färbung. Frau Mara steckte ihn in ihr Handtäschchen. Sie brauchte die Aufschrift nicht erst zu lesen, sie kannte an Format und Farbe des Umschlags den gleichgültig gewordenen Absender.

In dem schmalen Vorgärtchen des kleinen Weinrestaurants war an diesem sommerlich warmen Frühlingsabend jeder Tisch besetzt. Auch im Lokal selbst suchte Mara vergeblich nach einem Platz, bis der Kellner, der sie schon öfter bedient hatte, auf eine Fensternische wies, in der nur ein einzelner Herr saß. „Vielleicht nehmen gnädige Frau drüben Platz", sagte der Kellner, „der Herr hat schon bezahlt . . ." Der Herr mochte ein Dreißiger sein und hatte das, was man ein gewinnendes Äußere zu nennen pflegt. Berufsmäßiges meldete sich in Mara, sein „Potographiergesicht" gefiel ihr und besonders die sehr hübsche, kultivierte rechte Hand, mit der er die Zigarette zum Munde führte. Sie rückte an dem freien Stuhl und schaute den Herrn dabei mit fragender Miene an. Er erhob sich ein wenig unter leichter Verneigung und sagte: „Bitte sehr!" Frau Mara setzte sich, nahm die Speisekarte und bestellte. Dann schaute sie auf die Menschen ringsum und machte wieder heimlich ihre photographischen Studien. Der Kellner brachte das Essen, und nun fiel ihr auf, daß der Herr, der doch schon seine Rechnung beglichen hatte, noch eine halbe Flasche Mosel befahl. „Stört es die Gnädige, wenn ich weiter rauche?" fragte er und wandte Mara sein Gesicht zu, ein feines, liebenswürdiges Gesicht mit schönen blauen Augen unter etwas niedriger Stirn. Sie verneinte, sie rauche selbst gern eine Zigarette — und nun kamen sie in eine gleichgültig plätschernde Unterhaltung, während der Herr seinen Mosel leerte und hierauf eine neue Flasche bestellte.

Als die junge Frau ihre Mahlzeit beendet hatte, fiel ihr der Brief wieder ein. Sie ahnte schon, was er enthalten würde, aber sie hatte die Sache endgültig satt. In dem Augenblick, da sie den Brief hervor nahm, brach der Herr an ihrer Seite taktvoll das Gespräch ab. Sie schlitzte den Umschlag auf und zog einen hellgelben, mit Maschinenschrift bedeckten Bogen hervor. Sie war weitsichtig und trug daher in ihrem Atelier eine Brille, begnügte sich sonst aber mit einem in Gold gefaßten Einglas, weil auf ihrem etwas keck geformten Näschen ein Kneifer nicht sitzen wollte.

Sie war bis zur zweiten Seite des Briefes gekommen, als ein Unglück geschah. Sie hatte ihr Taschentuch gezogen, um das Monokel zu säubern. Dabei sprang plötzlich das Glas aus seiner runden Umrahmung und fiel zu Boden. Sofort bückte sich der Herr, um es aufzuheben, aber das feine, leicht konvexe Glas war zerbrochen.

Oh!" rief Frau Mara. „Nun bin ich blind! Ich sehe in der Entfernung ausgezeichnet, aber in der Nähe versagt die Sehkraft . . ." Lächelnd erwiderte der Herr, bei ihm sei es umgekehrt, er habe als Rittmeister im Felde seine Kurzsichtigkeit doch häufig als störend empfunden. Nun setzte wieder ein lockeres Geplauder ein, es kam so, daß beide eine Zeitlang von sich selbst sprachen. Der Rittmeister erzählte, er habe nach Kriegsende die Automobilfabrik seines Vaters übernommen, sich schwer durchkämpfen müssen, doch nun gehe es ihm gut, er sei zufrieden. Dabei streifte sein Blick ihre Hände. „Gnädigste sind vermählt?" fragte er. „Witwe", erwiderte sie ruhig. „Junggeselle", sagte er und neigte den Kopf wie zu einer Vorstellung. Ihr linker Mundwinkel bog sich ein wenig, als verberge er ein ungewolltes Lächeln. Sie griff nach ihrer Flasche, doch die war leer. Der Herr bot ihr von seinem Wein an, schenkte ihr auch gleich ein, hob sein eignes Glas zu verbindlicher Begrüßung — und bestellte eine neue Flasche. Nun rückten beide innerlich näher zusammen. Auch die Frau sprach von sich: nach halbjähriger glücklicher Ehe sei ihr Mann, ein Archäologe, bei Ausgrabungen im Niltal an einer Infektion verstorben. Und da habe sie sich auf eigene Füße stellen müssen und, ihren Neigungen folgend, ein Atelier für Kunstphotographie eröffnet — das entwickle sich ausgezeichnet. Und durch irgend eine Gedankenverbindung veranlaßt, griff sie wieder nach dem Briefe, der noch vor ihr lag, führte ihn dicht vor die Augen und schüttelte den Kopf. „Nicht möglich", sagte sie ärgerlich und ließ den Bogen sinken. „Gnädigste, wenn es nicht indiskret ist", warf er ein, „vielleicht kann ich Ihnen meine Sehkraft leihen . . ." — „Es ist nichts Geschäftliches", erwiderte sie, zögerte einen Augenblick, während eine feine lichte Röte über ihr Gesicht ging, „sondern eine private Mitteilung, aber gerade an der wichtigsten Stelle zerbrach mein Augenglas . . ." Sie schien auf einmal unter dem Banne einer sie gewaltig bestürmenden Neugier zu stehen, schob ihm das Blatt zu, deutete mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle und fuhr fort: „Sehen Sie, bis hierher konnte ich lesen. Aber wie lauten nun die nächsten drei Zeilen?" — „Diskretion Ehrensache", sagte er lachend, und dann las er ihr vor: „. . . nicht wieder vergeblich. Ich werde dich bis um halb acht vor deiner Tür erwarten. Kommst du nicht, so sieh in diesem Briefe meinen Abschiedsgruß . . ."

„Danke, Herr Rittmeister", rief sie, „es genügt . . ." Sie sah auf ihre Armbanduhr . . . „Halb neun durch — erledigt!"

„Der Ärmste", wagte der Rittmeister zu äußern, doch da wurde sie lebhaft abwehrend. „Oh nein", rief sie, „er ist nicht zu bedauern. Wenn ich Ihnen erzählen wollte . . ."

„Ich werde aufmerksam zuhören, gnädige Frau . . ." Sie schaute sinnend in ihr Glas, führte es dann an die Lippen und leerte es in raschem Zuge. „Hier ist nicht so recht der Ort zu einer psychologischen Beichte", hob sie wieder an, und er fiel ein: „Ich habe mich lange nicht photographieren lassen —, wann darf ich Ihnen sitzen? Morgen schon?".. Ihre Blicke rannen hastig ineinander, so wie bei rascher Böe zwei Wellen zusammenfließen . . . „Denken Sie", sagte sie, „als ich Sie zuerst sah, kam mir sofort der Wunsch, Sie einmal vor meinem Objektiv zu haben. Eine Künstlerlaune. Gut also, morgen Mittag um zwölf in meinem Atelier am Kurfürstendamm. Einverstanden?" — „Werde pünktlich sein", entgegnete er und neigte den Kopf. Dann füllte er von neuem die Gläser. Abermals trafen sich ihre Blicke, und die Weitsichtige und der Kurzsichtige sahen in diesem einzigen Augenblick eine ganze Welt voll lachenden Glücks.

Der Mordhirsch.

Skizze von Wilhelm Hochgreve.

Mondhelle, reifkalte Herbstnacht. Vom Tale herauf brüllt der Wildbach, dem der Dauerregen der letzten Woche die Kraft und den Übermut zum Toben gab. Kein Eulenschrei kann ihn übertönen. Sogar oben auf der Blöße am Hange ist das verwegene Lied des stürzenden Wassers wie Donnergrollen. Da, es ist, als müßte für Augenblicke alles jäh verstummen, zersprengt ein herrisches, kraftvolles Dröhnen das Gebrüll des schäumenden Renners. Wie eine Stimme aus der Urkraft der Bergestiefe rollt der erste Brunftschrei des alten Haupt- und Platzhirsches über den puderweißen Kahlschlag gegen die Bergwand, die sich jenseits des Tales schwarz herauftürmt, rollt in siebenfachem Widerhalle die Nachbarhöhen entlang. Der Herr der Berge fühlte schon beim zweiten Viertel des Herbstmondes, daß ihm der Saft in den Adern zu brennen begann. Acht Tiere, alles, was an Schmal- und Alttieren in der großen Dickung um die Blöße steht, trieb er zum Rudel zusammen. Als Platzhirsch hütet er argwöhnisch eifersüchtig diesen Besitz. Die erste stille, kalte und vom runden Monde des metallenen Himmels fast zum Tage gewandelte Nacht löst den ersten Schrei in der Kehle des Vierzehnenders aus, einen röhrenden Schrei, den Kraftüberfluß, Raufsucht und Brunfttrieb in dampfendem Atem in die Herbstluft stoßen. Wer wagt es? Noch einmal überschreit der Alte das wilde Lied der tosenden Wasser im Tale. Gebannt steht das Rudel und äugt nach dem Herrn. „A-u-uh, ö-uh", grollt zum dritten Male wildfreies Herrentum über das Meer der Berge. Da fährt der Hirsch herum. War da nicht ein Knören in der Dickung, brach da nicht Dürreisig? Auch das Rudel äugt und lauscht in gespanntester Erwartung nach jener Richtung. Mit gehobenem und gebläthem Windfange spürt der Hirsch einen Hauch von der Brunftwitterung des Nebenbuhlers, der durch die Dickung Reisig knackend heran zieht. Jetzt wird er still. Da prescht der Vierzehnender über die Blöße, daß das Granitgeröll unter seinen Schalen fliegt und daumdickes Fallholz zerkracht, und stürmt mit dem Sprengruf gegen den Dreisten an. „Oe-ö-ö-ö." Der Gegner flüchtet. Ein wildes „A-u-ah, u-ah" frohlockt als Siegesschrei hinter dem Davonpolternden her.

Dann trollt der Alte zum Rudel zurück, umschlägt es und läßt abermals seine machtvolle Stimme ertönen. Von der Nachbarhöhe kommt gereizt Antwort. „A-uh, ö-uh" schlendert der Platzhirsch die Kampfansage hinüber. Näher, immer näher antwortet der andere. Das Prachtgeweih mit den im Glanzlicht des Mondes aufleuchtenden schneeweißen Enden weit zurück gelegt, daß die Kronen das Rückenhaar streifen, zieht der Haupthirsch dem nach der Stimme offenbar jüngeren, aber überaus brunfthitzigen und rauflustigen Angreifer schreiend entgegen. Der aber läßt sich nicht einschüchtern. Er kennt seine Stärke. Zwar ist er nur mittelstark, aber seine Stangen sind bis auf die Augensprossen endenlos und spitz, und diese gleichen langen Dolchen. Vom Achter bereits setzte er im Vorjahre so zurück und warf erst sehr spät ab, um das gleiche Mordzeug von Geweih zu schieben. Die Förster und Jäger nennen ihn den Mörder, weil er schon drei oder vier gute Hirsche zu Tode forkelte. Sie schlugen sich drei Dutzend und mehr Nächte seinetwegen um die Ohren, um diese furchtbare Gefahr der Hochwildbahn zu beseitigen. Aber der Mordhirsch wurde heimlich, seitdem er witterte, daß man ihm auf den Fersen war, und als ihm einmal eine ihm nachgesandte Kugel mit Steinspritzern den Windfang prickte, da wurde er zum vollendeten Nachtwandler und Schleicher. Mit vorgeneigtem Geweih erwartet er jetzt den Platzhirsch. Auch der senkt das Haupt. In seinen Lichtern flackert Wut. Ein kurzes Anrucken des massigen Leibes, um den Schneider über den Haufen zu rennen. Aber der läßt es nicht dazu kommen; er flüchtet nicht, wie der Alte wähnte, macht nur eine flinke Wendung bergauf, um dann blitzschnell dem im Anrennen bergab Gerutschten die dolchigen Augsprossen in die Flanke zu stoßen. Mit wildem Stöhnen will der Getroffene hoch, aber noch einmal stechen ihm die langen Mordenden des Kampf und Sieg gewohnten Gegners ins Leben. Hellrot und blasig sickert dem Todeswunden der Lungenschweiß aus Geäse und Windfang. Noch einmal rennt der berauschte Sieger die Forkelsprossen in den Leib seines Opfers. Dann dröhnt sein Siegesschrei in die Bergnacht, zum Rudel, das den Ausgang des Kampfes abwartete und sich nun dem neuen Herrn unterwerfen muß.

Die Geweihenden des geforkelten Platzhirsches blitzen im Lichte des Mondes. Ehe das Nachtgestirn wieder emporsteigt, wird man den Alten auf dem Wildkarren trauernd zu Tal fahren den Bergbach entlang, der dem Toten zum letzten Male sein wildes Lied singt.



Bunte Chronik



* **Der langatmige Städtename.** Einige Kilometer nördlich der indischen Stadt Tiruschendur liegt ein kleiner Ort, der den ebenso wohlklingenden wie langen Namen Veerapandianpattanam führt. Der Ort blickt, wenn man den Angaben des Lokalblättchens glauben will, „auf eine glorreiche Vergangenheit zurück und hat eine vielversprechende Zukunft". Seine Einwohner sind daher auf ihre Heimatstadt und ihren Namen nicht wenig stolz. Nun wurde kürzlich in der Gegend eine neue Eisenbahnlinie angelegt, und auch Veerapandianpattanam sollte einen Bahnhof bekommen. Dieser wurde auch gebaut, trotzdem erhob sich eine gewaltige Entrüstung unter den Bewohnern des Städtchens; als Stationsbezeichnung sahen sie nur die beiden ersten Silben ihres langatmigen Namens angegeben. Was sollte aus der vielversprechenden Zukunft werden, wenn ihr glorreicher Name so verstümmelt und verschandelt wurde? Man erhob Vorstellungen bei der Eisenbahnbehörde, die aber fruchtlos blieben, wohl schon deshalb, weil das Bahnhofsgebäude kaum groß genug war, um Platz für den vollständigen Namen zu bieten. Daraufhin wurde beschlossen, die Station einfach zu boykottieren, und die braven Inder machen lieber den Weg zu einem entfernteren Bahnhof, ehe sie eine Station benutzen, die den Namen Veerapandianpattanam mißhandelt.



Rätsel-Ecke



Silben-Rätsel.

a — a — an — bert — bet — cel — che
— di — drid — duk — ei — et — el —
en — es — gard — her — irm — ki —
kon — lo — loe — lu — lu — ma —
mant — mer — mi — mo — nat — ni
— nt — pe — rich — ft — ster — taet
— ter — ter — ti — tor — um — u —
ver — we — zi.

Aus den vorstehenden 46 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, zusammenhängend gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Hauptleiter der Elektrisiermaschine, 2. Raubtier, 3. Volksstamm des arktischen Amerika, 4. weiblicher Rufname, 5. Edelstein, 6. Alpenblume, 7. berühmter Maler, 8. Hauptstadt Spaniens, 9. Metall der Tonerde, 10. Musikinstrument, 11. männlicher Rufname, 12. Baum, 13. Schlange, 14. Sammellinse, 15. Gefäß, 16. Hochschule, 17. Gebiet Inner-Asiens, 18. Vogel (oder Fluß.)

*

Zusammstell-Aufgabe.

Eva N. Brehmer
Karl Stern-Eisau
empfehlen sich als Verlobte.

Durch Umstellung der Buchstaben von Vor- und Zunamen kann man die Vaterstädte des jungen Brautpaares finden.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 226.

Scherz-Buchstabenrätsel: Bengel — Engel.

*

Wegweiser-Rätsel: Nach Trautenau.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.